



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Vor sieben Jahrhunderten

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Meinung, trotz dem Aufsichtsamte und trotz dem Versicherungsvertragsgesetz ihre Pflicht zu tun und einen schirmenden und schützenden Zweig am Baume der deutschen Volkswirtschaft auch fernerhin sorgsam zum Heile des Ganzen zu pflegen.

C. Girth



## Vor sieben Jahrhunderten



eit einiger Zeit liegt der vierte Band von Albert Haucks großer Kirchengeschichte Deutschlands, der das Jahrhundert der Hohenstaufen behandelt, vollständig vor. Wenn dieser Band der juristischen Fakultät der Universität Freiburg zum Danke für die dem Verfasser verliehene Ehrendoktorwürde gewidmet ist, wie seinerzeit der erste Band der philosophischen Fakultät zu Leipzig aus demselben Anlaß gewidmet war, so beweisen diese Tatsachen am besten, welche Bedeutung dem Werke nicht nur in den Kreisen der Theologen zugeschrieben wird; wir haben also nicht nötig, darauf hier noch besonders hinzuweisen. Aber das Lessingsche Wort: „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein“ gilt ja nicht nur von Schöpfungen der Poesie, sondern auch von solchen Werken wissenschaftlicher Forschung, die wie Haucks Kirchengeschichte in — man darf wohl sagen — künstlerischer Vollendung die Geschichte, die Mutter und Lehrmeisterin unsers eignen Lebens, vor unser Auge stellen, und die darum nicht nur für einen engen Kreis wissenschaftlicher Forscher geschrieben sind. Freilich erinnern die Anmerkungen und die Beilagen am Schlusse des Bandes den Leser auch bei diesem neuen Teile des großen Werkes immer wieder daran, welche staunenswerte Kleinarbeit in und an dem gewaltigen Quellenmaterial die Voraussetzung für die Abfassung eines solchen Werkes ist; aber die sich in schlichter Schönheit aufbauende Darstellung selbst, in der die Stimme ruhigster Sachlichkeit überall mit feinem persönlichen Urteil zusammenklingt, in der sich überall der unbestechlich scharfe Blick wie das groß denkende, gerecht urteilende Herz verrät, bietet einen so reinen und bereichernden Genuß, daß sich jeder wahrhaft Gebildete mit Freuden und zu bleibendem Gewinn in Haucks Werk versenken wird. Um unsern Lesern dazu Lust zu machen, indem wir ihnen eine bescheidne Vorstellung von dem Reichtum der in diesem neuen Bande dargestellten Entwicklungsbilder geben, versuchen wir, was ja einen besondern Reiz hat, in einem Querschnitt die in einem bestimmten Zeitraum in der Geschichte wirksamen Kräfte zu beobachten. Wir versetzen uns in das erste Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts und tun einen Blick in das Leben der deutschen Kirche vor sieben Jahrhunderten.

Man kann die Zeit, in der wir da stehn, eine Übergangszeit nennen. Wenn wir aber mit diesem Namen leicht die Begriffe des Epigonenhaften, Zerfahrenen, Unreifen verbinden, so trifft das für diese Zeit nicht zu: diese Übergangszeit war doch eine große Zeit.

Noch immer bewegte Deutschland vor allem der gewaltige Kampf zwischen

Kaisertum und Papsttum. Friedrich der Erste war in Italien unterlegen, aber auf deutschem Boden hatte er sich die Herrschaft in der Kirche durch seinen entscheidenden Einfluß auf das geistliche Fürstentum gesichert. Außerlich friedlich war im ganzen das letzte Jahrzehnt seiner Regierung verlaufen, aber der Gegensatz der Gewalten war geblieben. Dann hatte es geschienen, als ob der geisteskräftige und rastlos tätige Heinrich der Sechste die Macht des Papsttums durch Festigung und Ausbreitung der kaiserlichen Macht in Italien brechen könne, aber sein früher Tod hatte alles Erreichte wieder zerstört. Seit 1198 standen sich zwei Könige in Deutschland gegenüber, von denen keiner dem klugen und energischen Innozenz dem Dritten, der nur den einen Zweck der Aufrichtung der päpstlichen Weltherrschaft verfolgte, gewachsen war. Volle zehn Jahre lang währten die diplomatischen Kämpfe, in denen sich die päpstliche Gunst bald dem Hohenstaufen, bald dem Welfen zuzuwenden schien, in Wirklichkeit jedoch die Kurie ohne alles Schwanken nur das eine Ziel erstrebte, die Entscheidung in dem Kampfe in die Hand zu bekommen, als Richter über den Königen dazustehn. Nachdem dank der unglaublichen Charakterlosigkeit, die die meisten deutschen Fürsten, weltliche wie geistliche, in diesem Kampfe bewiesen, die Entscheidung jahrelang ungewiß geblieben war, schien es schließlich doch, wie unter Heinrich, zu einer Niederlage des Papstes kommen zu sollen, da zerstörte plötzlich die Ermordung Philipps, „die schlimmste Untat, die die deutsche Geschichte kennt,“ von neuem die Aussicht auf Frieden; denn Otto, der eben noch als Philipps Nebenbuhler der Begünstigte des Papstes gewesen war, wurde nun, als er die kaiserliche Macht unbestritten in Händen hielt und sich ihrer bediente, der glühend gehaßte, mit dem Banne beladene Feind, gegen den Innozenz sogar den jungen Hohenstaufensproß Friedrich den Zweiten, sein Mündel, ins Feld sandte. So stehn wir hier am Anfang des Jahrhunderts mitten in dem Kampfe, der fünf Jahrzehnte später erst mit dem Siege des Papsttums in der gesicherten Herrschaft über die Kirche endete, einem Siege, der doch dadurch gewaltig an Bedeutung verlor, daß der Kampf und die Art, wie er geführt wurde, das Ansehen der Kirche aufs tiefste erschütterte hatte.

Zu dem seltsam Widerspruchsvollen, das diese Zeit für uns hat, gehört auch, daß dieselben Fürsten, die immer wieder im Kampfe gegen das Haupt der Kirche standen, doch ihr Schwert auch immer wieder in den Dienst der Ausbreitung der päpstlichen Macht stellten. Am eindrucksvollsten zeigt sich das in den Kreuzzügen, wichtiger als sie aber waren für Deutschlands Zukunft die Missionskämpfe, die dem Christentum und damit der Herrschaft des Papstes neue Gebiete an den Grenzen des Reichs erschlossen. Einst hatte das starke Königtum die Germanisierung und Christianisierung des deutschen Ostens als Staatsaufgabe betrieben; aber mit seiner Schwächung war auch hier ein Stillstand eingetreten. Im Laufe des zwölften Jahrhunderts erst begann die Missionsstätigkeit, diesmal aber wesentlich unabhängig vom Königtum, aufs neue. In die Gebiete der Sorben an der mittlern Elbe wanderten deutsche Bauern aus Sachsen, Thüringen, Franken und den Niederlanden in großer Zahl ein. Die Wenden wurden hinter die Elbe gedrängt, und diesseits

des Stroms entstanden deutsche Städte. Mit der neuen Bevölkerung aber zog auch die Kirche eigentlich in diesem Gebiet erst ein, rasch vermehrte sich die Zahl der Klöster, und in allmählicher Arbeit wurde das Heidentum der Wenden überwunden. Zugleich wurde von Polen aus Pommern der christlichen Kirche angegliedert. Aber wieder war es ein Deutscher, Otto von Bamberg, der hier den Grund zur Missionsarbeit legte, und die deutsche Einwanderung am Ende des zwölften Jahrhunderts — Bauern und Mönche hielten wieder zugleich ihren Einzug — entschied auch hier erst den Sieg des Christentums. Wie rasch die Entwicklung ging, beweisen die Angaben, daß 1173 das erste deutsche Dorf in Pommern entstand, schon 1230 aber die Deutschen in Stettin das Übergewicht über die slawische Bevölkerung hatten. Auch den noch übrigen wendischen Stämmen, den Obotriten und den Liutizen zwischen Elbe und Oder, war dasselbe Geschick beschieden. Besonders Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe dehnten hier im zwölften Jahrhundert unaufhaltsam deutsche Kultur aus, und ihren Spuren folgte wieder die Kirche. So war um 1200 zugleich mit dem Siege des Christentums über das Slawentum vom Erzgebirge bis zur Ostsee der Sieg des Christentums entschieden. In derselben Zeit drang die Kirche aber auch schon noch weiter im Osten vor. Im Jahre 1200 fuhr der junge Kleriker Albert, ein Neffe des Erzbischofs Hartwig von Bremen, mit einer Flotte von dreiundzwanzig Schiffen nach der Küste Livlands und gründete im folgenden Jahre an der Dünamündung Riga. Der Schwertorden, den er ins Leben rief, unterwarf in wenig Jahren die Liven an der Düna der deutschen Herrschaft und der Kirche. Zu derselben Zeit versuchten auch einige Zisterzienser auf einem Gebiete, auf dem viel früher schon ganz vergeblich Missionsversuche unternommen worden waren, in Preußen, Fuß zu fassen. Bleibende Erfolge wurden hier aber erst im dreizehnten Jahrhundert durch Bischof Christian von Oliva und die Deutschherren errungen. Bei all diesem Vordringen aber war trotz der deutschen Fürstengewalt, die entscheidend mitwirkte, das Papsttum die eigentlich leitende Macht und der gewinnende Teil.

Auch für die Entwicklung des Mönchtums, das bei der Missionierung der neugewonnenen Gebiete mit die Hauptarbeit leistete, war die Zeit, in die wir uns versetzen, von größter Bedeutung. Da der Verfall des Benediktinerordens nicht aufzuhalten war, waren im zwölften Jahrhundert neue Mönchsgemeinschaften entstanden und in die Arbeit der Kirche eingetreten. Die Zisterzienser, die Männer der praktischen wirtschaftlichen Arbeit, und die Prämonstratenser, die Männer der Seelsorge, die beide durch Erneuerung des alten mönchischen Ernstes Macht über die Gemüter gewannen, waren von Frankreich ausgegangen, hatten aber im Verlaufe des zwölften Jahrhunderts auch in ganz Deutschland ihre Niederlassungen gegründet. Um 1200 hatte ihre Ausbreitung schon die Höhe überschritten, die Gründungen neuer Klöster waren nicht mehr zahlreich, aber in den alten Reichsländern wie in den Missionsgebieten standen sie nun mit im Vordergrund in der kirchlichen Arbeit. Es zeigte sich deutlich, daß sich das aus der Welt fliehende Mönchtum überlebt habe, und daß die Zukunft einem der Kirche in der Welt dienenden ge-

höre. Ob die Orden auf diesem Wege noch entscheidende Bedeutung gewinnen würden, das hing hauptsächlich davon ab, ob sie in die geistliche Tätigkeit in den überall aufblühenden Städten eintreten würden. Und gerade das bahnte sich nun an: in den südlichen Ländern entstanden die Orden von Dominikus und von Franz von Assisi; die Bettelorden waren es, die in den deutschen Städten bald die Hauptträger des kirchlichen Lebens wurden: 1219 kamen die ersten Minoriten über die Alpen nach Deutschland.

Auch die Pflege der Wissenschaft und der Kunst, die ganze geistige Kultur war bisher Sache der Kirche, insbesondere der Mönche gewesen. Hierin trat nun besonders am Beginn des dreizehnten Jahrhunderts ein bedeutungsvoller Umschwung ein. Sogar in der eigentlich kirchlichen Wissenschaft, der Theologie, regten sich neue Gedanken, ging man neue Wege. Wieder ging der Anstoß von Frankreich aus. Hier hatte Abälard die neue Methode der scholastischen Theologie geschaffen, Petrus Lombardus ihr in seinen Sentenzen, der grundlegenden Darstellung der mittelalterlichen Kirchenlehre, den klassischen Ausdruck gegeben. Bis über die Mitte des zwölften Jahrhunderts hinaus hatte sich Deutschland dem neuen Geiste verschlossen, in den Bibliotheken fanden sich noch fast nur die Werke der alten Kirchenlehrer. Von der geringen Vorstellung, die man in den deutschen Klosterschulen dieser Zeit von theologischer Wissenschaft hatte, geben uns die Anekdoten des unterhaltfamen Novizenmeisters Casarius von Heisterbach — er trat 1199 in den Zisterzienserorden ein — ein bezeichnendes Bild. Aber nun begannen doch deutsche Studenten in immer größerer Zahl die Schulen von Frankreich und von Italien aufzusuchen. Sie lernten dort die neue Wissenschaft kennen und verstehen, brachten ihre Werke mit in die Heimat, und deutsche Pfarrer und Mönche begannen den Lombarden zu studieren. Als Philipp und Otto um die Krone rangen, übte sich ein junges Gräflin in ritterlichen Künsten und lernte Lesen und Schreiben; aus ihm wurde später ein Dominikanermönch und ein Gelehrter, der in Deutschland durch sein unvergleichliches Ansehen den Sieg der neuen theologischen Wissenschaft entschied: Albertus Magnus.

Während aber so eine neue einheitliche Theologie aufblühte und der Stärkung der kirchlichen Einheit diente, lockerte sich doch zugleich die bisher gewahrte Einheit des geistigen Lebens: die weltlichen Wissenschaften lösten sich von der Theologie ab, und an Stelle der einen Kultur des Abendlandes bildeten sich nationale Kulturen.

Jahrhundertelang war literarische Arbeit in Deutschland nur von der Kirche ausgegangen. Jetzt aber waren neue Stände, Rittertum und Bürgertum entstanden, die die Stellung der Kirche in der Kulturwelt ändern konnten. Freilich blieb sie zunächst im zwölften Jahrhundert noch der gebende Teil. Aber in Ottos von Freising Chronik regt sich schon ein neuer Geist: unbefangeneres und doch wärmeres Urteil und künstlerische Gestaltung führen in seinem Werk über die chronistische Überlieferung hinaus zu künstlerisch gestaltender Geschichtschreibung. Zugleich wird zum erstenmal deutsche Geschichte in deutscher Sprache geschrieben: im Annolied und im Rolandslied in gebundener Rede, und Reggaus sächsische Weltchronik erzählt zuerst Geschichte in

deutscher Prosa. Daneben erwachte jetzt auch zum erstenmal ein Verlangen nach wirklicher Erkenntnis der Natur; es fand einstweilen noch höchst dürftige Befriedigung, bis dann Albert die Kenntnis des Aristoteles vermittelte und dadurch einen gewaltigen Schritt vorwärts führte auf dem Wege zur Bildung einer weltlichen Wissenschaft. Er wagte es auch zuerst, eine Ethik unabhängig von dem kirchlichen Lehrschema zu schreiben. Hier sehen wir also die Männer der Kirche tätig in der Begründung einer Literatur für die Laien; aber schon war auch die Zeit gekommen, wo die Laien selbst mit in die geistige Arbeit eintraten. Darin liegt die große Bedeutung der Dichtung in dieser Zeit.

Der Zusammenhang mit den kirchlichen Gedanken ist auch hier deutlich. Im geistlichen Spiel liegen die Anfänge der deutschen dramatischen Dichtung. Und an diesen Spielen erfreute sich das Volk überall. Im Jahre 1205 wurde in dem kaum gegründeten Riga auf dem Marktplatz ein Prophetenspiel aufgeführt. Allmählich drang auch hier die deutsche Sprache ein, und aus einem Mittel der Erbauung wurde ein Gegenstand des Genusses für Auge und Ohr des bildungslustigen Volkes. Am schnellsten war in der lehrhaften Dichtung die deutsche Sprache die Herrin geworden. Aus dieser Dichtung, die die Kirche den Laien bot, und dem alten deutschen Spielmannslied entwickelte sich als neue Frucht die große weltliche erzählende Dichtung der Zeit. Die Sagen von Kudrun und den Nibelungen erhielten die Gestalt, in der wir sie kennen; mit dem liebenswürdigen Hartmann von Aue, dem tief sinnigen Wolfram, dem leidenschaftlichen Gottfried von Straßburg stehen wir wieder an der Jahrhundertwende, auf die wir unsern Blick richten. Es ist eine rein weltliche Dichtung, die wir vor uns haben, und doch zeigt sich überall, wenn auch in sehr verschiedenem Maße, die Macht der kirchlichen Gedanken. Im Nibelungenlied spricht vernehmlich ein christlich sittliches Urteil, und doch wird der der Kirche verhasste Ketzer Dietrich als glänzender Held gefeiert. Im Armen Heinrich liegt der Aberglaube von der Macht des Blutes zugrunde, aber er verschwindet hinter dem reinen Gedanken von der Gewalt selbstvergeßender Liebe. Im Parzival steht eine christliche Sage im Mittelpunkt, und doch bedeutet der Gewinn des Graals kein geistliches Gut, sondern das höchste irdische Glück. Auch in Tristan und Isolde umgibt uns die Luft mittelalterlicher Kirchlichkeit, und doch hat hier schon der Dichter geradezu mit der christlichen Sittlichkeit gebrochen: die Leidenschaft der Liebe wird verherrlicht im Gegensatz zu dem sittlichen Gebote.

Wenigstens ahnen kann man, wenn man diese flüchtigen Hinweise zusammenfaßt, welche Bereicherung und Vertiefung das geistige Leben unsers Volkes in diesen Jahrzehnten erfuhr. Die Literatur trat aus dem Kloster ins freie Leben hinaus, weltliche Wissenschaft und Dichtung bildeten sich neben der geistlichen, ein deutsches Schrifttum entstand, das wirklich ein Spiegelbild des geistigen Lebens der Nation bot. Und wie wir überall die Macht der in der Universalkirche herrschenden Gedanken beobachten, so zugleich doch eine starke Selbständigkeit ihnen gegenüber: wir schauen hinein in das Werden einer bewußten deutschen Geisteswelt.

Ebenso wie hier zeigt sich aber in derselben Zeit das Eintreten der

Laien in die früher rein kirchliche Arbeit auch in andern Gebieten. Auch die Männer, die die Kirchen bauten und schmückten, die ein Buch schrieben und zierten, die Glocken gießen und Orgeln bauen konnten, waren früher sämtlich Kleriker gewesen. Alle diese Arbeiten gingen jetzt allmählich auch in die Hände der Laien über. Die Kunst blieb dabei noch durchaus beherrscht von dem kirchlichen Ideal; aber mit dem Beginn der Mitarbeit der Laien war doch der erste Schritt getan zur Bildung einer weltlichen Kunst. Wie die neue scholastische Wissenschaft wurde auch die neue Kunst, die Gotik, nur zögernd in Deutschland aufgenommen. Zisterzienser und Prämonstratenser verbreiteten freilich den neuen Stil über ganz Deutschland, aber es bildete sich doch hier erst ein Übergangsstil aus, der für die Kirchenbauten um die Wende des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnend ist. Die Dome von Limburg und Bamberg, von Halberstadt und Magdeburg sind klassische Beispiele dieses nicht reinen, aber reizvollen Stils. Etwas später erst löste sich in der Malerei und in der Skulptur die alte Starrheit der Formen; der erwachende Sinn für die Natur, die Vertiefung des innern Lebens und die Erweiterung des Anschauungskreises schenkten im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts Deutschland die Blütezeit der Bildnerei, deren Schöpfungen wir an den Domen zu Bamberg und zu Raumburg und in der Wechselburger Kirche bewundern.

Noch überraschender ist es, zu sehen, wie zugleich im städtischen Leben die Laien den Kreis ihrer Betätigung noch weiter ausdehnten. So wurde das klösterliche Spital damals zu einer bürgerlichen Anstalt. Nicht aus Gegensatz zur Kirche, sondern weil sie die Mittel boten, gewannen die Bürger etwa seit 1200 teil an Verwaltung und Leitung der Spitale, und schließlich ging nicht selten die Verwaltung ganz in die Hände des Rates über. Zugleich erwachte in den Städten das Gefühl der Verpflichtung zur Armenfürsorge: neben das kirchliche Almosen trat im dreizehnten Jahrhundert zuerst eine städtische Gemeindearmensteuer. Fast bezeichnender noch ist, daß in dieser Zeit auch die Wahrung der Sittenzucht von der Verwaltung der Gemeinde mit in die Hand genommen wurde, daß neben der Klosterschule die städtische Schule entstand, der Schulmeister hier und dort in die Reihe der städtischen Beamten trat, und daß der Betätigungsdrang der Laien sogar in die feste Ordnung des Gottesdienstes Eingang fand, und die Klänge des deutschen Liedes sich einfügten zwischen den lateinischen Messgesang.

Bei all diesem handelte es sich um einen friedlichen Wettbewerb mit der Kirche; aber es fehlte auch nicht an wirklicher Gegnerschaft. Gerade in dieser Zeit traten zum erstenmal wieder Kirche und Häresie in einen ernsten Gegensatz. In Norditalien und in Frankreich breitete sich nach 1200 das Katharertum mächtig aus. Viel weniger Boden fand es in Deutschland; aber auch hier ging die Kirche mit aller Schärfe dagegen vor. Von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an hörte man schon am Rhein, in Süddeutschland, in Österreich von den „guten Leuten,“ in denen das Volk die rechten Nachfolger des armen Jesus und seiner Apostel sah. Hier und dort erhoben sich die Scheiterhaufen; als man 1207 die Errichtung eines Bistums in Wien erwog,

wurde dabei die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Ketzer betont. Aber mächtiger als der Widerspruch der Kirche wirkte auf viele der Eindruck, den diese schlichten Prediger machten, die lebten, was sie lehrten, und ihr Wort mit dem Tode besiegelten; das Volk wurde irre an den Priestern, und die alte Frage, ob ein unwürdiger Priester die Sakramente recht verwalten könne, verstummte nicht.

Noch vor 1200 traten neben die Katharer die Waldenser, die, obwohl sie in allem wesentlichen auf dem Boden der katholischen Frömmigkeit standen, doch die gefährlichsten Häretiker waren. Fast zufällig war Walbus statt ein Heiliger ein Ketzler geworden, seine Genossenschaft statt ein kirchlicher Orden eine Geheimgesellschaft von Wanderpredigern; aber da sie nun in den Gegensatz zur Hierarchie gedrängt worden waren und durch ihren strikten Bibeltreue immer entschiednere Feinde des römischen Kirchenwesens werden mußten, nahm auch hier die Kirche den Vernichtungskampf auf.

Noch von andern Ketzereien hört man in dieser Zeit hier und da in Deutschland. Oft kann man nicht mehr klar erkennen, was eigentlich die Einzelnen in den Gegensatz zur Kirche führte; aber deutlich ist das allen diesen Bewegungen gemeinsame: die Ketzer waren nur Feinde der Hierarchie, der offiziellen Kirche, nicht des Christentums, vielmehr fühlten sie sich immer als dessen wahre Vertreter.

Die Kirche stellte ihnen die Inquisition gegenüber; das aufgeregte Volk forderte den Feuertod als Strafe, und die weltliche Gewalt vollzog ihn auf Anordnung der Kirche. Die ersten Jahrzehnte des dreizehnten Jahrhunderts sind erfüllt von dem Greuel der Ketzerverbrennungen; Tausende sind damals allein der sinnlosen Wut Konrads von Marburg zum Opfer gefallen.

Aber auch innerhalb der Kirche selbst kann man Gegensätze des Glaubens und des Lebens überall beobachten. Neben treuen und gewissenhaften Pfarrern gab es solche, wider die die bittersten Anklagen laut wurden. Vor allem Unkeuschheit, aber auch Trunksucht, Spielwut, traurige Unbildung warf man vielen vor. Hier trug besonders auch der unheilvolle Kampf, der die Kirche unaufhörlich verwüstete, seine Frucht. Auch bei den Laien stehn Licht und Schatten grell nebeneinander. Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts steht die rührend lebenswürdige Gestalt der heiligen Elisabeth, aber die Zeugnisse, die sonst das Jahrhundert über Frauentugend ablegt, offenbaren im ganzen einen bedeutenden Verfall der Sittlichkeit. In der Fortdauer der Kreuzzüge zeigte sich noch immer die tiefe Macht des religiösen Gedankens. Mit welcher Innigkeit begrüßte Walter den heiligen Boden, auf dem der Herr gewandelt war! Welche Glaubenseinfalt lebte in den Kinderscharen, die sich 1213 zu dem unverständigen Kinderkreuzzug aufmachten! Aber daneben wurden Stimmen laut, aus denen kühler Spott oder nüchterne Gleichgiltigkeit sprach gegenüber dem, wozu die Kirche unablässig aufrief. Es fehlte nirgends an einzelnen, die über die Schrift lachten und die Sakramente verspotteten, ja was noch mehr bedeutete, die sich offen von der kirchlichen Sitte lösten. So gab es, als das Papsttum auf dem Gipfel seiner Macht stand, in der Kirche einen nicht unbedeutenden Bruchteil, der von den kirchlichen Gedanken kaum berührt wurde,

zum Teil sie offen ablehnte. Es bestand ein Gegensatz der Weltanschauungen auf dem Boden der Kirche selbst. Und auch bei den treuen Gliedern der Kirche zeigte sich eine Verstärkung des persönlichen Charakters der Frömmigkeit, die den einzelnen schließlich zum Gegner der herrschenden Form der Kirche, des politischen Papsttums, der römischen Verderbung des Christentums machen mußte. Walter wollte durchaus ein weltlicher Dichter sein, war aber dabei ein frommer Christ, der über Sünde und Gnade nachdachte, nach sittlicher Vollkommenheit strebte, Maria als das jungfräuliche Ideal pries. Aber laut und schneidend stritt er mit seinem Liebe wider den Papst. Auch hier erkennt man die Folgen des kirchlichen Kampfes. „Seit den kirchlichen Streitigkeiten der Hohenstaufenzeit gab es fromme Gesinnung, für die die Ehrfurcht vor den amtsmäßigen Vertretern der Religion kein notwendiger Bestandteil war; seitdem gab es Religiosität, der Rom als Sammelname für jedes Unrecht galt.“ Die Art der Frömmigkeit dagegen, die die Kirche selbst immer mehr ausbildete, ist bezeichnet durch die Entstehung des Bußsakraments und die Verbreitung der Ablässe, die besonders seit den Kreuzzügen immer üblicher wurden. In beiden vollendete sich mehr und mehr die verzerrte Gestalt des Christentums in der römischen Kirche: durch das Papsttum war es zu einer politischen Größe geworden, durch das Sakrament wurde es zur Magie, durch den Ablass zu einem Handelsgeschäft erniedrigt. Die Ausartung der Heiligenverehrung und der Zauber- und der Hexenwahn, die sich immer mehr verbreiteten, entwickelten sich zwar aus dem Volke selbst; aber die Kirche duldet, was sie hätte bekämpfen sollen, und zog ihren Nutzen daraus. So kam es zu der tiefen Entartung der mittelalterlichen kirchlichen Frömmigkeit, der schließlich mit dem Erwachen der Geister in der Reformationszeit das Urteil gesprochen wurde.

Von den Jahrzehnten aber schon, in die wir uns eben versetzt haben, sagt Hauck an einer Stelle seines Werkes: „Nie vorher hatte Deutschland eine Zeit erlebt, in der in ähnlicher Weise die Geister erwachten.“ Und wirklich gewinnt man, wenn man seiner Führung folgt, einen tiefen Eindruck davon, daß jene Zeit ein Vorfrühling der deutschen Reformation genannt werden kann. Die Kräfte, die später, durch Luthers Ruf erweckt, ein neues Zeitalter herbeiführten, begannen sich damals schon im deutschen Volke zu regen. Diesem Wehen des Geistes einmal aufmerksam zu lauschen, bedeutet eine erhebende Stärkung des Glaubens an den Beruf unsers Volkes und eine Bergewisserung über die lebendigen Quellen seiner Kraft. Solcher Stärkung und Bergewisserung bedarf aber unser Geschlecht in besonderm Maße. Möchte Haucks Werk dieser großen Aufgabe, der höchsten des nationalen Geschichtschreibers, auch an seinem Teile dienen!

